

(Nachdruck verboten.)

## 9) frau pilatus.

Von Oscar Madjen.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

Nach Winthers eigne Thür wurde geöffnet. Schwannenmoos steckte den Kopf herein, während ein anderer Schließer mit dem Eimer draußen stehen blieb.

„Ich weiß nicht, wünschen Sie gelbe Erbsen?“

Winther dankte. Er wäre für den ganzen Tag reichlich versehen.

„Ja, ich dachte es mir schon. Sie haben es besser.“

Dann schloß sich die Zellentür wieder mit diesem in-famen ratternden Laut.

Und die vielen langweiligen Nachmittagsstunden schlichen dahin, ohne daß Winther ein menschliches Gesicht gesehen hätte. Die Einsamkeit quälte ihn, drückend wie ein Alb. Freilich, er konnte ja Schwannenmoos herklingleln, es war doch immerhin eine Abwechslung in der Monotonie, seine gutmütigen, abgearbeiteten Gesichtszüge zu sehen und ein paar Worte mit ihm zu wechseln. Aber welchen Vorwand sollte er finden? An seine Frau hatte er schon geschrieben, gleich nach dem Frühstück, den Brief reglementsmäßig zusammengefaltet und ihn Schwannenmoos zur Beforgung gegeben. Nun fiel ihm nichts ein, wonach er fragen konnte.

Mechanisch schlenderte er weiter in seiner Zelle auf und ab.

Die Zeit wurde ihm länger und länger. Das Gesangbuch mußte sogar vom Brett herunter. Und Stück für Stück fröchte Winther aus Langeweile in seinem Gedächtnis die alten Psalmen seiner Kindheit auf. Damit verging wohl eine Stunde. Dann war er müde, hatte einen steifen Rücken und mußte wieder durch das Zimmer spazieren.

Sollte er womöglich heute gar nicht zum Verhör?

Nast schien es so.

Es mußte jetzt über fünf sein.

Da konnte er es sich ziemlich sicher sagen, daß es heute kein Verhör gab. Nun, das war eigentlich ein starkes Stück! Mjessor Krog ließ sich wahrlich Zeit!

Es war gar nicht anders denkbar, hinter dieser Langsamkeit mußte etwas stecken.

Winthers Unruhe stieg.

Der Teufel traue dem Untersuchungsrichter!

Winther hatte ihm tief in die tüdischen gelbgrauen Augen gesehen, deren ständiger Ausdruck lauerndes Mißtrauen war. Er hatte ein lebhaftes Gefühl, daß dieser Mann seine Beute nicht los ließ, solange er sie irgend in seinen Klauen halten konnte. Er war sehr wohl im stande, dies oder jenes auszuhecken, das ein Arrestdekret gegen Winther motivieren konnte — heutzutage gehört ja so bitterlich wenig dazu. Und dann: Ade, Du goldene Freiheit, vermutlich auf lange Zeit!

In solche ängstliche, fieberhafte Vorstellungen phantasierte Winther sich allmählich hinein. Sie wurden zu einer seelischen und physischen Angst, die ihn zu erwürgen drohte, Allmählich kam es so weit, daß er seinen einzigen Trost in der Ueberzeugung suchte, daß er heute nicht ins Verhör kam. So blieb ihm doch jedenfalls eine Nacht zur Erholung.

Es rasselte und lärmte an der Thür. Sie wurde geöffnet, Schwannenmoos und noch ein Schließer standen draußen auf dem Flur.

Winther atmete erleichtert auf.

„Nun, soll ich jetzt in die Luft?“ rief er. „Das hat ja lange gedauert!“

„Nein, Sie sollen nicht auf den Hof,“ sagte der fremde Schließer. „Sie sollen hinauf zum Verhör.“

### XII.

„Führen Sie jetzt Frau Winther herein,“ sagte Untersuchungsrichter Krog.

Es war drei Uhr. Er hatte einige weniger wesentliche Verhöre abgeschlossen; nun kam das, was er für den eigentlichen großen Schlag des Tages hielt. Das Zusammentreffen mit der Gattin des Angeklagten. So genau hatte er die Zeit berechnet, daß sie nur eine halbe Stunde im Vorzimmer warten mußte.

Wie schon gesagt, Assessor Krog war kein böser Mann. Noch mehr, er war nicht ganz frei von dem Einfluß dessen, was ihm seine Gattin am vorhergehenden Tage über Frau Winthers Besuch erzählt hatte. Kurz, er war von vornherein entschlossen, die neue Zeugin mit Schonung und einer gewissen Ritterlichkeit zu behandeln.

Trotzdem Ritterlichkeit eine Tugend war, die er sonst konsequent aus dem Gerichtssaal verbannte, wo „diebische Frauenzimmer“ und „Schandweiber“ seinen wesentlichsten weiblichen Umgang bildeten.

Lassen, der die Zeugin hereinführen sollte, faßte sich ein Herz und vertraute dem Richter im allerunterthänigsten Ton an, daß die Zeugin, die draußen auf einer Bank saß, alles andre als gesund aussähe. „Sie ist gewiß sozusagen in andren Umständen,“ flüsterte er. „Sie ist sehr bleich, sie hat schon zweimal um Wasser gebeten.“

„Das sind keine guten Zeichen,“ sagte der Assessor barsch. „Führen Sie sie herein!“

Frau Winther wurde vor die Schranken geführt. Der höfliche Lassen unterstützte ihren schwankenden Gang. Sie war, wie am vorhergehenden Tage, vom Kopf bis zu den Füßen in Schwarz gekleidet und hatte einen dichten Schleier vor das Gesicht gezogen. Aber in der rechten Hand hielt sie einen großen Strauß weißer Nelken und heller Buchenzweige, den sie, trotz aller Proteste der Kriminalbeamten, mit in das Verhörzimmer nahm.

So stand sie vor den Schranken.

Krog erhob sich nicht von seinem Stuhl am Schreibtisch; er begnügte sich damit, sich im Sitz aufzurichten und flüchtig zu nicken. Ein weiteres Entgegenkommen wäre in seinen Augen eine Verletzung der Würde des Gerichts gewesen.

„Sie sind doch Frau Winther?“ fragte er.

„Ja, Herr Untersuchungsrichter.“

Er nickte wieder ganz kurz.

„Ja, Ihre Generalien überspringen wir. Soviel ich weiß, sind sie überflüssig.“

Diese Rücksicht wollte er doch einer Dame erweisen, selbst wenn sie als Zeugin vor den Schranken stand. Denn Assessor Krog hatte sich unter der Hand erkundigt, er wußte, daß sie aus guter Familie war — Staatsratsstochter —, etwas andres wäre es, wenn sie schlecht und recht ein Dienstmädchen gewesen wäre.

Er leitete das Gespräch in demselben milden und humanen Geiste ein, befeelt von den nobelsten und schonendsten Rücksichten von der Welt.

„Es sind nur ein paar Kleinigkeiten, nach denen ich Sie fragen will, gnädige Frau, Sie werden augenblicklich fertig sein.“

Selbst davon überzeugt, daß es gerade so gehen würde, versäumte — oder vergaß er es, die schwarzgekleidete Dame zu bitten, auf einem der Stühle Platz zu nehmen, trotzdem auch er sich beim ersten Blick überzeugt hatte, daß sie wirklich, sogar hochschwanger war.

„Sie werden gleich fertig sein,“ wiederholte er, während er in seinen Papieren zu blättern begann.

Dann blickte er plötzlich auf und sein Blick erhielt einen scharfen Ausdruck, indem er auf den Strauß fiel, den Frau Winther auf die Schranke gelegt hatte.

„Wo kommen die Blumen her?“ fragte er bissig.

„Entschuldigen Sie, Herr Untersuchungsrichter, ich hatte sie mit,“ sagte die Arme in klagendem Tone.

„Sie passen nicht hierher!“ sagte der strenge Richter, den sich von seinem Plaze erhob und an die Schranke trat. Er nahm das Bouquet und roch flüchtig, eine kleine kriminalistische Koketterie, die er sich gern vergab, an den weißen Nelken zwischen den hellen Buchenzweigen.

„Vermutlich für Ihren Mann bestimmt.“

„Wenn Sie es erlauben würden...“

„Sm!“ brummte er. „Lassen, legen Sie den Besen bei Seite! Halten Sie mal, was ist das hier?“

Er wickelte das Stück Papier ab, das um die Buchenzweige geschlungen war und überflog die Zeilen, die auf dem Papier zu lesen waren, arme, ursprüngliche Verse, wie eine unglückliche Frau sie an ihren Mann schreiben kann, wenn er in Kummer ist.

„Das ist ja sehr rührend,“ sagte der Richter — er zuckte



Die Achseln über die hinführenden Rhythmen, denn auch er unterhielt sich dann und wann damit, Verse zu machen. „Das ist sehr rührend. Aber Sie werden begreifen, gnädige Frau, schriftliche Mitteilungen an einen Gefangenen sind nicht zulässig. Es war sehr naiv von Ihnen, daß Sie das glauben konnten. Diese Naivetät macht Ihnen übrigens Ehre. Die Blumen, na, mit denen wird es etwas andres: Regen Sie sie vorläufig bei Seite, lassen. Nun, es wären ein paar Fragen, Frau Winther.“

Assessor Krog sagte stets, wie er meinte, seine Zeugin sehr milde und schonend an.

Es handelte sich nur darum, festzustellen, daß zwischen ihrem Manne und Müller eine mehr als flüchtige Freundschafts-Verbindung bestanden hatte.

„Also, gnädige Frau, der Profurist war ein häufiger Gast in Ihrem Hause.“

„Keineswegs. Er ist nur ein einziges Mal bei uns gewesen.“

Krog runzelte die Brauen.

„Sind Sie dessen auch sicher? Bedenken Sie, hier heißt es die Wahrheit sagen. Das Entgegengesetzte kann leicht dauerliche Folgen haben, sowohl für Sie, wie für Ihren Mann.“

„Ich sage nur die Wahrheit.“

„Gut, ich will Ihnen glauben, bis auf weiteres.“

Frau Winther wurde bleich bei dieser Unverschämtheit, war aber zu matt, zu schwach und zu ängstlich, um eine Erwiderung zu finden.

Der Untersuchungsrichter fuhr fort: „Was Sie auch sagen, Frau Winther, so ist es mir bekannt, daß zwischen Ihrem verhafteten Manne und dem verhafteten Müller ein sehr intimes Verhältnis bestand. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß die Beiden häufig Geldtransaktionen miteinander hatten, nicht wahr, sogar mit sehr bedeutenden Beträgen...“

„Dabon habe ich nie ein Wort gehört.“

Er zuckte die Achseln.

„Mit dem Ablegnen, Frauchen, kommen Sie nicht weit. Hier liegen zu wichtige Indicien vor. Sie wissen, weshalb Müller sitzt, Sie wissen auch, weshalb ich Ihren Mann habe festnehmen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Stumme Tragödie.

Von Eugen Schid.

Das älteste Haus in der schmalen Gasse. Ein Stock hoch und nur zwei Fenster in jedem Stockwerke. Als ob es die Nachbarn erdrücken wollten, wie ein schmalbrüstiges Kind, das von den Eltern an den Händen gehalten wird, sieht es da und träumt in der beihenden Kälte der Dezembermorgendämmerung.

Fünf Blodenschläge lösen sich dröhnend, schwellen in der Luft schwebend an . . . verzittern.

Ein Windstoß, der den Schneestaub wirbelnd mit sich fortreibt, biegt sich pfeifend an der Ecke, rüttelt an den Zirkenschildern, Fenstern und Gewölbthüren und jagt weiter.

Da wird mit scharfem, metallischem Klange in dem alten Hause ruckweise ein Kolladen hinaufgestoßen. Ein grellgelber Lichtstreifen fällt auf das Pflaster und läßt um die schwarzseuchten, kugelförmigen Pflastersteine herum ein Maschernez von reinweißen Schnee flimmernd hervortreten. Unter dem Kolladen kriecht ein Mann hervor, ein gebücktes Männlein in einem Schlafrock, große Filzschuhe an den Füßen, den Kopf in ein Tuch eingemummt — Herr Casetier Wegerle (T. W. Wegerle: Tobias Mathäus). — Die Arme kreuzend, läuft er die enge Gasse hinab, dreht sich an der Ecke hurtig um, eilt bis ans entgegengelegte Ende, bleibt plötzlich seinem Laden gegenüber bei der Plafattafel stehen, liest und geht mit den Füßen schlappend wieder in seinen Laden zurück.

Stern um Stern verblaßt am blaugrauen Morgenhimmel. Das Schublarrengequietsche wird stärker, andauernder, dröhnendes Wagenpolster mischt sich drein, wie das Drummen eines riesigen Tanzbären, hört auf und setzt wieder ein . . . klappernde Holzpantoffelschritte, nagelbeschlagene Arbeiterstiefel . . . das alles schwingt als summandes Tongemenge in der engen Gasse hin und her.

Und jetzt hat auch die Thürglocke im Café Wegerle durch drei Stunden nicht mehr Ruhe. Grünzugweiber und Packträger und Kutscher kommen, dann Geschäftsdienner, Praktikanten, arme Landstudenten — alle Tische sind besetzt. Aus der hellereuchteten Küche, in der ein starbußender Kaffeedunst aufwirbelt, hört man das Aneinanderklirren von Gläsern, das Klirren von Löffeln, das Klappern von Löffeln — und vorn zwischen den Tischen geht Herr Wegerle herum,

wischt mit der Serviette über die mit brauner Backsteinwand überzogenen Tische, er füllt die Semmelförbchen nach, er dreht die langfladernden Gasflammen zurück, er bringt frisches Wasser und rückt Tische und Stühle zurecht. — Erst gegen 9 Uhr wird es ein wenig ruhiger. Jemand ein alter Pensionist, die „Kurze“ im Munde, hoch wohl noch in einer Ecke und liest in der zerrissenen, abgegriffenen Zeitung; oder beim Ofen lauert ein altes Mütterchen, sitzt ein abgehärmtes Handwerkerweib mit einem blaffen Mädch, das andächtig seine Schale auslöffelt . . .

Und erst gegen die neunte Stunde findet auch Herr Wegerle ein wenig Ruhe. Er schmaucht seine Pfeife und macht Kassa: Kupfer zu Kupfer, Nickel zu Nickel. — Ihm gegenüber sitzt die Agnes, seine Nichte. Achtzehn Jahre, gesund und frisch, — seit einem Jahre seine Wirtschafterin, — seine rechte Hand. Zu wirtschaften versteht die, wie nicht bald eine und ist so brav und anspruchlos. Nie gedacht hätte Wegerle, daß ihm jemand sobald seine „Selige“ wird ersetzen können. Kaum ein Jahr ist es her, daß er sie begraben hat. . . . Freilich sie war ihm fremd geworden die letzte Zeit, schleppte sich hinstend vom Bett zum Kasten, vom Kasten zum Bett, trankelte und kränkelte. . . .

O, das vergißt er sein Lebtag nicht, wie sie ihn über die Salbentiegel und Medizinflaschen hinweg immer so furchtbar angestarrt hat aus den tiefeingefallenen, großen, brennend-schwarzen Augen. Es war eine lummerichere Zeit für ihn gewesen — bis sie endlich der Tod erlöst hat. Sie und ihn erlöst.

Aber jetzt war ja alles wieder gut! Was war sie nur für ein Prachtmädel, die Agnes! Wenn sie so, die weiße weiße Schürze umgebunden, in der glitzerblanken Küche herumhantierte, eine helle Rosenröte auf den Wangen, bald da, bald dort . . . das Herz lachte ihm im Leibe, wenn er sie so stillbergnütig beobachtet konnte. Seine brave, gute, goldene Agnes. Er mußte sie lieber gewinnen von Tag zu Tag — nicht mehr leben könnte er ohne sie. Er würde es immer deutlicher, wie er, der fünfzigjährige, noch einmal jung wurde neben ihr. Und immer wieder kam ihm der Gedanke: wenn sie bei ihm bleiben könnte . . . für immer . . . Er hat fast siebentausend Gulden in der Spartaassa liegen. Ein hübsches Geld — aber sauer erspart . . . sie könnten mitammen aufs Land ziehen . . . in ein kleines Haus mit einem Gartl — und von den Interessen leben. Mein Gott, das wäre schön! . . . Aber durfte er das verlangen? Sie, das junge Leben, und er, ein müder, alter . . .

Wie Wegerle sich auch wehrte, er wurde diese Gedanken nicht mehr los. Wenn er ganz allein im Lokale saß an späten Nachmittagen, in dem grünen Fauteuil unter dem halbblinden Spiegel, in die Dfenglut schaute und die Dämmerung zwischen den altersgeschwärtzen niedrigen Bänden hinabfiel . . . ganz still . . . nur das Singen der einen angezündeten Gasflamme über ihm, — da erfaßte es ihn immer wieder, er hätte aufschreien können, auf die Knie fallen vor ihr und sie bitten, bitten . . . „So sieh doch, so komm doch, so komm! . . .“ — bis sie einwilligt —

Aber sie war jung und er war ein Greis. Drüben, unter dem Bilde der schwarzen Muttergottes glühte noch das ewige Licht für sein verstorbene Weib. Wegerle stieg auf einen Stuhl und blies das Licht hastig aus. So. Jetzt hat er Ruhe. Jede Erinnerung an die Tote will er aus seinem Herzen reißen. Wenn die Agnes jetzt da wäre . . . er wird sie umlammern, er wird . . . sie muß! sie muß! Um diese Zeit kommt sowieso niemand mehr zu ihm um Kaffee. Heute ist er entschlossen . . . wenn nur Agnes schon käme . . . wo bleibt sie so lange? . . . Es ist schon spät . . . Aber er hat sie ja selbst fortgeschickt um Juder und um Kaffee und zum Wädel . . . das ist ein weiter Weg . . . es wird ihr doch nichts zugestossen sein . . . Gerechter Himmel! . . . draußen ist Glatteis . . . wie leicht kann man fallen . . . und sie hat Geld bei sich, viel Geld — Aber seine Agnes ist vorsichtig, seine Agnes ist klug.

Zwei Stunden wartete Wegerle noch auf die Agnes. Dann sperri er den Kaffeeschank zu. Nach zehn Uhr kommt niemand mehr; denn er hat ein anständiges Tagesgeschäft — keine Lumpen und Draher . . .

Und noch wartet Wegerle eine Stunde. Umsonst. Was soll er thun? Den Kopf voll schwarzer Martergedanken, das Herz voll bitteren Wehes irtt Wegerle in der engen Gasse auf und ab, mutlos, hoffnungslos, trostlos . . . Es ist grimmig kalt, und dicke Schneefloeden fallen . . . „Agnes, meine brave, gute Agnes, wo bleibst Du?“

Und noch eine schreckliche Stunde wartet Wegerle bangen Herzens. Seine Augen brennen, er ist tobnüde. — Und wie in seiner Kammer Wegerle die Decke von dem Bett hinunternimmt und sie zusammenfallen will, sieht er ein kleines weißes Stiel Papier auf dem roten Klopfpolster liegen. Agnes — es durchzuckt ihn eisig — schreibt ihm. Er greift mit zitternden Fingern nach dem Blatt: „Such! . . . mich . . . nicht . . . verzeih . . . mir . . . Deine undankbare Agnes . . .“ Also doch! Sie hat es geahnt! Sie hat alles gewußt! Und sie ist fort von ihm! Agnes ist fort — Vorbei! Ach seine Träume . . . vorbei —

Aus allen Winkeln kriecht's hervor und grinst und höhnt und peinigt: „Hihihi, Wegerle, dummer Greis du, blöder, . . . Krach nur dein Geld zusammen . . . Dein Geld, das glänzende, harte, blinkende, Acker dich Alter! . . . sperr es ja gut ein, in den Kasten, Geizhals, . . . sie lanern, die Diebe und Mörder . . . und du bist allein, Wegerle, ganz allein, . . . keine Agnes mehr . . . haahaha!







mit ich sein; das gehört zu „meinem Geschäft.“ schrieb er noch im März 1896 an einen Freund. Als die Gebrechen des Alters kamen, peinigte ihn der Gedanke, daß die Kraft und das Jugendgefühl ihn verlassen sollten. Er wies jede Hilfeleistung zurück und empfand es, wenn man seinen mühsam gewordenen Gang oder seine schwer gewordene Zunge bemerkte. In Konstanz wollte er, der schwere, siebzigjährige Mann, bei Verwandten eines seiner Söhne ein Fahrrad besteigen, zum erstenmal in seinem Leben; den Abmahnenden entgegenete er: „Das kann ich schon!“ Vor dem Abgrund packte ihn zuweilen dämonische Lust, dem Alter und dem Tod herausfordernd entgegenzulachen. Als seine jungen Bekannten bei einer der häufigen Zusammenkünfte in San Domenico ein burleskes Leichenbegängnis veranstalteten, indem sie einen der ihrigen auf eine Währe oder etwas Ähnliches legten und herumtrugen, stellte sich der greise Wörlin an die Spitze des Zuges und schlug mit zwei Pfannendeckeln die schaurige Totenmusik. Und andererseits verlor der sensible Mann das innere Gleichgewicht so leicht, daß er der geringsten Widerwärtigkeit ausbog. Oft öffnete er Briefe nicht, die nach ihrer Herkunft etwas Unangenehmes zu enthalten drohten, und er trug so fortwährend ein kleines Archiv von ungelesenen Dokumenten in der Rocktasche mit sich herum. Die Furcht vor Erschütterungen hielt ihn vom Theater fern. Schon als Vierzigjähriger erklärte er, er gehe so ungern dorthin, weil er bei einer Situation, die ihn ergreife, unwillkürlich weinen müsse, daß ihm die dicken Thränen die Wangen herabfließen. Als er in Zürich seinem Vorfahr einmal untertreu wurde, um den „Fidelio“ zu hören, bemerkte man, wie er sich während der Akerzene wiederholt die Augen wischte. Ein Nichts, ein Eindrud, den ein anderer kaum spürt, legte sich seinem Schaffen leicht in den Weg. Der Bildhauer Bruckmann, sein Schwiegersohn, trat eines Tages ins Nebenatelier, in den Anbau, wo er zu arbeiten pflegte, und begann, ohne zu wissen, daß sein Schwiegervater nebenan war, laut die Marcellaise zu pfeifen, hörte dann aber nach den ersten vier Takten auffällig auf. Wörlin konnte nicht anders, er mußte die Melodie weiter pfeifen, kam dann herüber und sagte: „Hergott, jetzt hast Du mir glücklich ein Motiv totgepfeifen.“

**Völkerkunde.**

gc. Die Dewarramuschel auf Neupommern. Von allen Naturvölkern wird die Muschel mit Vorliebe als Schmuck verwendet; vielfach werden die Schalen in Stücke geschnitten, zu runden Scheiben poliert und auf Schnüre gezogen. Besonders berühmt sind die Muschel-Schmuckgegenstände, die als Dewarra auf Neupommern in unsere Museen gewandert sind. In alten Zeiten mag das Dewarra als zierliche Muschelhülle den Hals dieser Leute geschmückt haben; dann aber kam eine Epoche, in der die zierliche Schmuckstücke zu einem gewaltigen Krangel auswichen. Als die Europäer sich nun auf Neupommern niederließen, war dieser Krangel gerade im Verfall begriffen, weil das Dewarra als Geld sich umgestaltet und einen viel zu großen Wert angenommen hatte, um noch zur Reibeschönerung „vergeudet“ werden zu können. Das besonders präparierte Dewarra steht, wie Leo Frobenius in seinem soeben erschienenen Werke „Aus den Flegeljahren der Menschheit“ (Hannover, Gebr. Jänecke) mitteilt, bei den Bewohnern der Gassel-Halbinsel (im Norden Neupommern) in hohem Werte. Dewarra zu erwerben und einen möglichst großen Schatz davon zu sammeln, ist daher das eifrigste Bestreben der Eingeborenen, denn für Dewarra kann er sich alles verschaffen. Mit Dewarra kauft er seinen Schmuck, seine Frauen, mit Dewarra kauft er sich aus allen Verlegenheiten und Verwicklungen los, mit Dewarra besänftigt er seinen erbitterten Feind — selbst wenn er dessen nächsten Verwandten erschlagen hat. Das Dewarra stellt in Neupommern eine ungeheure Macht dar. Wer am meisten davon besitzt, genießt das höchste Ansehen, übt den größten Einfluß aus. Die Frauen müssen ihr Lebelang von morgens früh bis Sonnenuntergang arbeiten, um Dewarra für den Mann zu erwerben; die Männer sinnen und trachten, wie sie dem Nachbar seinen Schatz entwenden können. Zur Bestreitung der täglichen kleinen Ausgaben pflegt der Mann  $\frac{1}{2}$  bis 4 Faden von dem Muschelgeld bei sich zu tragen; das übrige hat er im Dewarrahaus, eine Hütte, die eigens bestimmt ist, das Vermögen aller Bewohner eines Dorfes, sowohl die Tausende von Faden der Reichen wie die kleinen Ersparnisse der Armen darin aufzubewahren. 50, 100 und bis zu 250 Faden werden zusammengerollt und die Rollen mit bunten Blättern umwickelt. Geringere Beträge liegen lose in kleinen Körben. Das Dewarrahaus ist stets von mehreren Wächtern umstellt, die sofort Lärm schlagen, wenn demselben Gefahr droht. Männer, Weiber und Kinder eilen dann herbei und beladen sich mit einer Last Dewarra, um sie in Sicherheit zu bringen. Es wird gesagt, daß eine vom Feinde verfolgte Frau eher ihr Kind fallen läßt und preisgibt, ehe sie das Dewarrageld von sich wirft. Seinen im Dewarrahaus verwahrten Schatz greift der Eigentümer nur bei ganz besonders wichtigen Gelegenheiten an, etwa wenn er den Kaufpreis für eine Frau bezahlt. Sonst wird derselbe erst nach dem Tode des Eigentümers herausgenommen, um beim Begräbnis ganz oder teilweise verteilt zu werden. In der Wohnhütte behält jeder nur soviel Dewarra, wie er zum gewöhnlichen täglichen Bedarf nötig zu haben glaubt.

**Technisches.**

gr. Entwicklung photographischer Platten ohne Dunkelkammer. In der vorigen Sonntagsnummer des Unterhaltungsblattes hatten wir auf eine photographische Entwicklungs-Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag:

maschine aufmerksam gemacht. In der letzten Sitzung der Freien Photographischen Vereinigung ist nun ein recht interessantes und beachtenswertes Verfahren von Dr. Heselkel zur Entwicklung photographischer Platten ohne Dunkelkammer vorgeführt worden. Die Bemühungen, die lichtempfindliche Platte ohne Dunkelkammer oder doch bei hellerem als dem rubinroten Lichte fertigzustellen, sind nicht neu; haben aber bisher zu keinen befriedigenden Resultaten geführt. Auch die vor drei Jahren von Amerika aus eingeführte Methode, die Entwickler mit einem roten Farbstoff zu durchsetzen, hat sich infolge der damit verbundenen großen Umständlichkeiten, namentlich für den Amateurphotographen, nicht einzuführen vermocht. Das neue, von Dr. Heselkel vorgeführte Verfahren der Entwicklung photographischer Platten bei jeder Beleuchtung besteht nun hauptsächlich darin, daß man die zu entwickelnde Platte zunächst in eine rote chemische Lösung, Cögin genannt, bringt. Diese Thätigkeit ist die einzige, welche ohne Zutritt von Licht ausgeführt werden muß. Dieses kann man aber in sehr einfacher Weise durch Verwendung einer Beschleiffassette oder eines leicht herstellbaren Beschleiffasses, ja im Notfall unter einem dunklen Tuch bewirken. Die Platte wird im Cöginbade, welches ungefähr einen Centimeter über der lichtempfindlichen Schicht stehen muß, zwei Minuten gelassen. Durch die Aufnahme des roten Cögin werden die lichtempfindlichen Teile der photographischen Platte gewissermaßen in eine Schicht eingehüllt, welche die weitere Handhabung bei natürlichem und jedem künstlichen Licht gestattet. Die weitere Behandlung der aus diesem Vorbade genommenen Platte geschieht in der üblichen Weise, wobei natürlich die Beobachtung des Fortschreitens der Entwicklung viel leichter als bei dem rubinroten Lichte der Dunkelkammer ist. Bei dem Auswaschen der Platten wird das rote Cögin innerhalb einer halben Stunde vollständig entfernt, wobei auch das Natron des Fixierbades herausgewaschen ist.

Das Verdienst, diese namentlich für Amateurphotographen wichtige Erleichterung durch die Anwendung des Cögin in der Lichtbildkunst herbeigeführt zu haben, gebührt Johann Ludwig aus Mainz.

**Humoristisches.**

— Vom Dorftheater. Bauer (der zugleich Theaterdirektor ist, zu seinen Knechten und Mägden): „Wollt Ihr Euern Lohn oder Eure Gage... Eins muß ich Euch schuldig bleiben!“

— Mütterliche Ermahnung. Schriftstellerin (zu ihrer Tochter): „... Laß doch endlich einmal die Liebeleien sein! Im Leben dieses jungen Menschen bist Du höchstens eine „Episode“!... Du mußt Dir einen suchen, in dessen Leben Du zur „Katastrophe“ wirst!“

— Vor Gericht. Automobilist (der Sachbeschädigung angeklagt): „Den einen Herrn Schöffsen lehne ich wegen Verfangenheit ab — den hab' ich mal überfahren!“  
(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Erich Schläpfer schimpft in Rammanns „Zeit“, weil wir ihn, als ihn Hermann Sudermann wegen längst vergessener Schimpfereien eins aufs Dach gegeben, im „Vorwärts“ nicht weiter schimpfen ließen. — Was will der Mann beim „Vorwärts“? Er lief von ihm fort, wurde bald darauf hoftheaterfähig, also —

— „Geschwister Lemke“, ein vieraktiges Volksstück von Richard Slowronnel und Leo Walther Stein, ist vom Lessing-Theater zur Aufführung angenommen worden.

— Hanns Fischer vom Deutschen Theater ist für das Dresdener Hoftheater engagiert worden.

— Das Dunte Theater bringt kurz nach Weihnachten zwei Novitäten: „Die Epidemie“, eine einaktige Komödie von Octave Mirbeau, und „Doule de Suif“ von Métrien nach Maupassant.

— Die „Moderne Bühne“ wird demnächst „In Fesseln“ von Paul Gottschall aufführen.

— „König Saul“, eine Tragödie von Gerhards König, ist vom Dresdener Hoftheater zur Aufführung angenommen worden.

— Die neue, gestern eröffnete Seceffions-Ausstellung (zeichnende Künste) umfaßt gegen 900 Werke und ist von 176 Künstlern des In- und Auslandes besetzt. Die größte Zahl von Arbeiten hat der in Paris lebende Schweizer Theophil Steinlen auf der Ausstellung; seine Sammlung umfaßt allein 125 Nummern.

— Die Ausstellung von Erzeugnissen der Brettentweberei im Schlüter-Saal des Kunstgewerbes-Museums wird bis Sonnabend, den 6. Dezember, zugänglich bleiben. Am 2. Dezember wird von 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 $\frac{1}{2}$  Uhr die Technik der Weberei noch einmal vorgeführt werden.

— Wir lesen im „Berliner Tageblatt“: Unser Mitarbeiter Fritz Stahl wurde von Herrn B. Lindhorst, Mitterstraße 45, zum Besuch seiner Nordischen Kunstausstellung unter Verfügung eines Hundertmarkcheins eingeladen. Die Banknote ist dem naiven Aussteller zurückgesandt; eine andre Besprechung als die hier gegebene wird die Nordische Kunstausstellung in unsrem